Es war schon geraume Zeit vergangen, seit Julia bleich und zitternd die Treppe hinaufgeflogen war, als Tante Riekchens kleines Dienstmädchen in die Wohnstube der Räthin stürzte. Dort lehnte im Eckchen am grünlichen Kachelofen ein schmuckblondes Mädchen in den Vierzehnern und sah mit glänzenden Blauaugen zu dem Manne hernieder, der ihre Hand gefaßt hielt und heiße einen Kuß darauf drückte.

„Also, wenn Sie wiederkehren aus dem Süden, Therese," hatte er eben gesagt, „dann darf ich vor Ihren Vater treten?"

„Ja," erwiderte sie. „Ich will ihm noch einmal den vollen Genuß des Reisens lassen, denn wenn er wüßte, daß er zum letzten Male in meiner Gesellschaft reist, so würde er das dummsche Mizza in einer eng wehmüthigen Stimmung betrachten. Aber," setzte sie hinzu und drohte lächelnd mit dem schlanken Finger, „nicht ungeduldig werden, bitte!"

„Ich werde, wie Sie es wünschen, Therese; ich bin ja so dankbar, daß Sie mir wenigstens diese Stunde heute abend schenken."

Therese sah ihn verwundert an; es war ihr wohl nicht, daß er nicht daraus bestand, schon heute seine Werbung bei dem Vater anzubringen, wollte sie doch ihre Freiheit noch einmal nach Herzenslust genießen. Aber sie hatte es sich nicht so leicht gedacht, ihren Willen durchzusetzen. Und nun machte der Doktor nicht einmal den Versuch, sein Glück schon jetzt durch goldene Ringe und Verlobungsanzeige unwiderruflich an sich zu ketten! Er saß so sicher und so still da vor ihr wie ein Mann, der jahrelang verheirathet ist und dem keinerlei Unruhe über einen möglichen Verlust die Stirn zu trüben braucht.

„Sind Sie denn gar nicht eifersüchtig?" necke sie.

„Eifersüchtig? Nein! Ich meine immer, Eifersucht sei beleidigend für den, welchen wir lieben; sie setzt Mangel an Vertrauen voraus."

Sie biß sich einen Augenblick mit den kleinen weißen Zähnen auf die Unterlippe, dann lachte sie.

Und eben jetzt plagte das Dienstmädchen von drüben mit verstörtem Gesicht in die Stube. „Herr Doktor, kommen Sie doch nur rasch, Fräulein Julia ist krank, sie schwopt in einem fort zu ihrem Bruder, der doch gar nicht da ist."

Er sprang empor und lief hinaus, ohne sich bei Therese zu entschuldigen.

„Was ist's mit Julia und dem Frieder?" erkundigte sich Therese und trat unruhig zu der Mutter, die wie ein Steinbild am Sofatisch vor der Lampe gesessen hatte, scheinbar so in ihren Kalender vertieft, daß sie nichts sah und hörte.

„Ich weiß nicht, mein goldiges Herzchen," antwortete die beglückte Schwiegermama. „Sie mag wohl im Fieber reden, sie war heute nach Tisch schon gar nicht wohl."

**Gute Nachbarschaft.**

Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

Therese sah ihn verwundert an; es war ihr wohl nicht, daß er nicht daraus bestand, schon heute seine Werbung bei dem Vater anzubringen, wollte sie doch ihre Freiheit noch einmal nach Herzenslust genießen. Aber sie hatte es sich nicht so leicht gedacht, ihren Willen durchzusetzen. Und nun machte der Doktor nicht einmal den Versuch, sein Glück schon jetzt durch goldene Ringe und Verlobungsanzeige unwiderruflich an sich zu ketten! Er saß so sicher und so still da vor ihr wie ein Mann, der jahrelang verheirathet ist und dem keinerlei Unruhe über einen möglichen Verlust die Stirn zu trüben braucht.

„Sind Sie denn gar nicht eifersüchtig?" necke sie.

„Eifersüchtig? Nein! Ich meine immer, Eifersucht sei beleidigend für den, welchen wir lieben; sie setzt Mangel an Vertrauen voraus."

Sie biß sich einen Augenblick mit den kleinen weißen Zähnen auf die Unterlippe, dann lachte sie.

Und eben jetzt plagte das Dienstmädchen von drüben mit verstörtem Gesicht in die Stube. „Herr Doktor, kommen Sie doch nur rasch, Fräulein Julia ist krank, sie schwopt in einem fort zu ihrem Bruder, der doch gar nicht da ist."

Er sprang empor und lief hinaus, ohne sich bei Therese zu entschuldigen.

„Was ist's mit Julia und dem Frieder?" erkundigte sich Therese und trat unruhig zu der Mutter, die wie ein Steinbild am Sofatisch vor der Lampe gesessen hatte, scheinbar so in ihren Kalender vertieft, daß sie nichts sah und hörte.

„Ich weiß nicht, mein goldiges Herzchen," antwortete die beglückte Schwiegermama. „Sie mag wohl im Fieber reden, sie war heute nach Tisch schon gar nicht wohl."

Aber Therese schien keine Lust zu haben, auf ein Gespräch mit der alten Dame einzugehen; sie schritt schweigend im Zimmer auf und ab.

Da kam Fritz zurück. „Sie ist sehr krank, Mutter," wandte er sich an diese, „ich glaube, daß es eine Gehirnentzündung wird; bis ich eine Wärterin habe, bitte ich Dich, bei ihr zu bleiben."

„Sie ist ohne Besinnung?" fragte Therese.

„Leider, leider!"

Und als seine Mutter gegangen war, schloß er seine Braut in die Arme und blickte ihr ernst in die Augen. „Nun kann, ich will Dich hinüberführen, ich muß nachher zu der Kranken. Aber zuvor laß mich Abschied von Dir nehmen. Auf Wiedersehen, Du mein Glück!"

Er hatte traurige Augen, als er sie küßte — zum ersten Mal.

Vor der Thür der Villa nahm er noch einmal das schmucke Antlitz zwischen seine Hände. „Gott laße mich Dich wiedersehen!" sagte er innig, dann ging er. —

Drüben im kleinen Krankenstübchen flüsterte Mamsell Unruh in ihren Fieberphantasien mit dem Bruder. „Ach, Frieder, wir beide — wir beide!" sagte sie gerade, als der Doktor wieder eintrat. „Ach, Frieder, wir beide! Aber Du weißt's vergessen, Du bist ein Bub', Du hast auch noch draußendrauß mehr — aber ich — ich hatte nur das eine —" und sie lachte dazu.

„Was will sie denn nur immer mit dem Frieder?“ flüsterte die Räthin und legte eine frische Eiskompresse auf.

Er zuckte die Achseln und legte sich still nieder das Bett seiner kleinen Kameradin. Und so saß er noch, als in früher Morgenstunde das schrille Pfeifen der Lokomotive durch das Fenster scholl — es war der Zug, welcher seine Braut dem Süden zuführte. — —

Therese lehnte in einem Coupé erster Klasse. Der alte Herr schlief schon wieder; er pflegte meistens während der Fahrt zu schlafen, aber vorher hatte er sein Töchterchen sorglich in die Reisedecke gehüllt und die kleinen Füßchen in den pelzgefütterten Schuhen auf dem gegenüberliegenden Sitze gebettet.

Sie schlief nicht, sondern starrte mit müden Augen in die Dunkelheit des Dezembermorgens. Als sich aber allmählich mit kaltem, grauem Schimmer der Tag meldete, da fröstelte es sie, und sie gähnte leise. Die Welt kam ihr so furchtbar prosaisch vor, sie fühlte sich seit gestern schrecklich ernüchtert, und doch hatte sie den gestern den Gipfel ihrer Wünsche erstiegen, von deren Erfüllung, wie sie meinte, Glück und Ruhe ihres Lebens abhing — Doktor Roettger hatte ihr seine Liebe gestanden. Die Unruh war von ihr gewichen, ihr Ehrgeiz befriedigt, und doch! Sie gähnte wieder — dieses unangenehme Frühe Aufstehen!

Bald im Traume ließ sie die Vorgänge der letzten Tage an sich vorüberziehen. Wie geschickt kam die Krankheit Julius; sie hätte sonst doch vielleicht gestanden. So aber ahnte sie nichts, und wenn man im Frühjahr wiederkehrte, dann — nun dann war viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen. Vorerst konnte man sich ruhig auf den Nizzaer Karneval freuen.

Sie legte den hübschen Kopf auf das Reisekissen und dachte noch einmal mit Befriedigung daran, daß der Mann, für den sämmtliche unverheiratheten Damen des Städtchens schwärmten, der Ihre geworden war. Und dann malte sie sich ihre künftige Häuslichkeit aus; man konnte das alte interessante Haus stilvoll einrichten, es barg so herrliche Räume. Die Mutter und die Tante würden freilich nicht darin bleiben können so wenig wie Julia. Die großen Hof- und Stallgebäude paßten vortrefflich für die Dienerschaft, für Wagen und Pferdeställe, der Hof konnte etwa wie ein mittelalterlicher Burghof aufgeputzt und mit einem Rasenplatz, einer Sonnenuhr, einem schönen Brunnen und so weiter versehen werden. Der Garten — er hatte viel schönere alte Bäume als Thereschens väterlicher Garten — und die Gondel, nein, ein paar Gondeln, denn man würde brenhafte Gartenfeste — —

Dem jungen Mädchen fielen die Augen zu, sie schlief.

---

Eine grelle Frühlingssonne begrüßte mit ihrem blendenden Schein Mamsell Unruh, als sie zum ersten Male nach ihrer Krankheit die Treppe hinunterschlich, um ein paar Athemzüge in frischer Luft zu thun. Sie hielt sich ängstlich fest an dem Geländer; eine stützende sorgliche Hand, wie sie sich sonst dem Ohnmächtigen, auch dem ärmsten, bietet, fehlte ihr, sie mußte schon ihren eigenen Füßen vertrauen — wenn sie nur nicht so matt gewesen wären! Aber war sollte ihr behilflich sein? Die Tante war selbst so elend, daß sie einer Stütze bedurfte, und die Räthin? Die hatte, seit die Kranke außer Gefahr und gar außer Bett war, kaum noch einen flüchtigen Blick für sie. Seitdem sie die „unpassende Scene“ gemacht hatte, war das unnütze Anhängsel „Lutt“ für sie. Frau Adel, Frau war nach wie vor freundlich — und doch so anders wie sonst. Ach, überhaupt, es war ja alles anders!

Das junge Mädchen schlich jetzt im Garten dahin. In den breiten Nebengang brannte die Sonne durch das kahle Gezweig, und auf den Rabatten zu beiden Seiten des buchsbegrenzten Weges blühten gelb und blau Krokus und Leberblümchen. Ein süßer Veilchenduft wogte in der Luft und allenthalben schimmerte es bräunlich an dem Gesträuch der Sträucher und Bäume.

Der Strom war mächtig angeschwollen, die Aue drüben stand unter Wasser. Julia sah das alles wie im Traume; die Luft wirkte betäubend auf sie, die monatelang nicht im Freien gewesen war. Sie mußte sich plötzlich an den Stamm des Nußbaums lehnen; nur wie durch einen Schleier bemerkte sie noch das Funkeln des Stromes und das erwachende Leben der Natur.

In der Krautnerschen Villa wurde eben eine Klappe an der zierlich bemalten Stange aufgehißt. Julia verfolgte sie mit den müden Augen; wie sie lustig flatterte da drüben! Niemand hatte ihr davon gesprochen, aber sie wußte, es war der Willkommgruß für die, die heute heimkehrten aus dem Süden.

In des Mädchens Brust regte sich ein heißer Schmerz. Sie sagte sich, daß der Fritz wohl deshalb heute zum ersten Male seinem Krankenbesuch in ihrem kleinen Stübchen unterlassen habe, weil er seine Freude nicht vor ihr zeigen wollte.

Sie biß die Zähne zusammen und schüttelte, zornig über sich selbst, den Kopf. Was wollte sie denn? Es hatte alles seine Richtigkeit — mochte er in Theresens Besitz das Glück finden, das er erwartete! Die schwere Zeit biß zu ihrer völligen Genesung mußte ja auch verstrichen, und dann konnte sie das Haus verlassen, konnte auf eigenen festen Füßen stehen — und alle, die hier zurückblieben, segneten wohl den Augenblick, wo sich die Thür hinter ihr schloß. O, wie schön mußte es sein, ein liebes trautes Vaterhaus zu besitzen, einen Fleck, von dem man weiß, da bist du jederzeit willkommen, da sind treue Herzen, da sind offene Arme, Hände, die dich fassen, die ihr letztes Stückchen Brot mit dir theilen. Und wie gut hatte es doch so ein Mann wie der Frieder — ja, wo mochte wohl der Frieder augenblicklich sein?

Er hatte eines Tages seiner Tante kurz mitgetheilt, er habe den Friedensdienst der Garnison satt, habe um seine Entlassung gebeten und sich gleichzeitig als Offizier für die deutsche Schutztruppe in Ostafrika gemeldet. Sobald er zustimmenden Bescheid erhalte, komme er, um Abschied von ihr zu nehmen. So zwischen Weihnachten und Neujahr war er dann richtig auf vierundzwanzig Stunden dagewesen, um der alten Dame Lebewohl zu sagen. Julia erinnerte sich nicht, ob er auch ihr die Hand gedrückt zum Abschied, sie lag gerade damals im schwersten danieder. Tante Röschen aber war seit jenem Augenblick ganz zusammengebrochen und alle ihre Sorge vereinigte sich auf den Fernen, alle ihre Gebete erflehten Schutz für den geliebten Pflegesohn, der, seinen Thatendrang folgend, wohl gar von den Schwarzen ermordet wurde.

Ob der Frieder Theresens Unterne erfahren hatte? Ob diese gar der Grund war, daß er Europa den Rücken wandte? Wenn dem so war, dann mußte jedenfalls außer Therese nur sie selbst um diesen Grund. Denn sie hatte niemand das Geheimnis der Verlobung zwischen den beiden verrathen — wozu den Frieden eines Herzens zerstören, das ihr das theuerste war, wozu vernichten, was ihn, den Ahnungslosen, am Ende doch beglücken konnte! Und war der Gedanke, Fritz den Charakter Theresens zu enthüllen, nicht vom selbstsüchtigsten unlautersten Beweggründen eingegeben, mußte sie darum nicht schweigen? Ja, wäre sie seine Schwester gewesen, aber nun — nun hätte sie ihn und wußte, daß nicht allein die Sorge um sein Wohl sie bewegte, sondern noch etwas anderes, vor dem sie sich selbst schämte, eine leidenschaftliche Bitterkeit und gebrende Eifersucht.

So schwieg sie — schwieg, wenn er am Bette saß in den Tagen, da ihr allmählich das Bewußtsein wiederkehrte, wenn er mit besorgter Miene und einem mitleidigen Ausdruck in den Augen ihre zuckende Hand hielt; schwieg, als sie von der Räthin erfuhr, daß die Verlobung des Doktors gleich nach Theresens Rückkehr stattfinden solle. Sie schrie es nicht hinaus: „Das Mädchen, das Du liebst, ist treulos, treulos bis ins innerste Herz! Sie nimmt Dich nur, wie sie sich ein neues Kleid kauft — weil es Mode ist!“ Sie preßte die Lippen aufeinander und stellte sich schlafend, nur damit er gehe, damit sie das geliebte Antlitz nicht sehen mußte.

Es war fast ein Wunder, daß sie unter solchen inneren Kämpfen genas, daß sie überhaupt wieder hier Stand in Luft und Sonne, daß sie die Fahne dort oben wieder so lustig flattern sah. Mamsell Unruh verfolgte jede Wendung der tanzenden Fahne in der Frühlingsluft, und dann erblickte sie über die niedrige Mauer hinweg durch das kahle Gezweig der Kastanien und die Studentenmädchen, die unter lautem Lachen ein mächtiges Blumengewinde über der Hausthür befestigten, sie sah Frau Roettger in höchst eigener Person zu den Leuten treten, um ein zierliches Blumensträußchen abzugeben, jedenfalls ein Willkommgruß in Theresens Bondon!

Julia schritt langsam wieder dem Hause zu, ihre Kraft war erschöpft. Durch die sonnige Luft kamen jetzt voll die Klänge der Kirchenglocken; alle drei wurden geläutet, als gelte es, einen großen Festtag einzuläuten, und doch klangen sie traurig. Julia kannte diese Klänge — irgend ein müdes Menschenkind trug man zu Grabe, aber einen, der hienieden zu den Bevorzugten gezählt hatte.

„Ich — habe mich zunächst zu einem Kursus für Krankenpflege in Köln gemeldet."

„Krankenpflegerin — Du? Und nicht einmal Deinen eigenen Mann hättest Du pflegen wollen?"

Das Mädchen wurd blaß bis in die Lippen. „Vor dem Kranken habe ich mich nicht gefürchtet," sagte sie laut. „Hätte mich seine Mutter gebeten, als Pflegerin zu ihm zu kommen, ich wäre sofort gegangen. Mir hat davor gegraut, daß ich an ihn gebunden sein sollte durch Bande, die man sonst nur schließt, wenn man sich" — und jetzt ergoß sich eine wahre Purpurflut über ihr Gesicht — „wenn man sich sehr lieb hat. Ich wäre eher gestorben, als daß ich meinen feinem Rollstuhl zum Altar gegangen wäre, ich —"

„Bravo!" rief Herr Krautner. „Da hat sie recht, Fräulein Schwägerin, und ich kann Ihnen nur sagen, heutzutage denken nicht alle Mädchen so. Um der Geschäfte des armen Menschen willen hätten Hunderte Ja gesagt und hätten ihre frische Jugend im Krankenzimmer vergraben, oder auch nicht einmal das — sie hätten ihn dort allein sitzen lassen und sich sonst wo amüsiert. Aber den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, dazu gehört Mut, und zur Krankenpflege, liebes Kind, der größte Mut, haben Sie das auch überlegt? Es ist ein schwerer Posten!"

„Freilich hab' ich's überlegt, recht lange und recht gründlich," erwiderte sie. „Soll ich etwa," fuhr sie fort, „das Herr derer verscherzen, die als Stütze der Hausfrau' ihr Brot suchen, oder soll ich um langes Geld meine mittelmäßige Begabung für Malerei verwerthen? Oder soll ich Erzieherin zu werden versuchen, wo schon Tausende vergebens auf Stellung warten? Eben für die Krankenpflege, meine ich, können gar nicht genug kommen, die es recht ernst nehmen mit ihrem Beruf. Und je feinfühliger die Persönlichkeit ist, die an das Krankenbett tritt, um so wohlthuender wird der Eindruck auf den Leidenden sein. Ich denke es mir einmal so, und der Zug hat mir recht gegeben, als ich — als ich ihm noch half bei seinen Kranken."

Fräulein Mieckchen sagte nichts mehr; sie hatte sich abgewendet und betrachtete angelegentlich ein paar Bilder, die an der Wand standen. Sie wußte nicht, was es war, aber irgend etwas an des Mädchens Sprache packte sie zum ersten Male, so lange sie das Kind kannte, und erinnerte sie an dessen Vater. Es war wohl die Art und Weise ihres Ausdrucks oder die Handbewegung dabei. So lange hatte auch das Mädchen noch nie geredet.

„Nun," sagte Herr Krautner und stand auf, „alle Hochachtung vor Ihrem Entschluß! Wenn's aber schwerer ist, als Sie geglaubt haben, wenn Ihre ganze Gesundheit nicht ausreicht, dann, Töchterchen, dann wissen Sie, wo der alte Krautner wohnt — gehen Sie mir die Hand darauf! Und wenn ich einmal krank bin, kein anderes soll mich pflegen. So, da wäre ich also nun sonst betteln gegangen. Adieu!"

Julia hantierte nun weiter, und Fräulein Mieckchen sah zu, aber sie sprachen beide nicht mehr. Erst als Julia endlich erschöpft am Fenster saß und es bereits ganz heimlich in den Stübchen aussah, dann das Mädchen hatte verstanden, jedes Bildchen an den nämlichen Platz zu hängen, den es droben gehabt, erst da klang es gepreßt zu ihr hinüber: „Und wann mußt Du dort sein in Köln?"

„Am fünfzehnten Mai, Tante."

„Kannst nicht zur Hochzeit hier bleiben? Sie ist doch schon am zwanzigsten!"

„Nein, Tante; es thut mir leid, das geht nicht," antwortete Mamsell Unnütz.

Dann stand sie rasch auf und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Gute Nachbarschaft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem Bilde S. 745.)

Als wir im vorigen Jahre beim Besuch des prachtvoll gedeihenden Hamburger Zoologischen Gartens zum ersten Male der sonderbaren Nachbarschaft wurde, daß der dort gehegte mächtige indische Elefant mit dem Nachbar und Antipoden, dem Känguruhs, sich gegenseitig liebkosten, da fiel mir dies um so mehr auf, als ich die beiden gewaltigen Dickhäuter seit Jahren im Garten gesehen, wie aber die beiden eine solche Szene beobachtet hatte. Auf meine diesbezügliche Nachfrage erfuhr ich nur, daß dieses freundschaftliche Verhältnis schon lange bestehe und sich öfter bekunde. Wo blieb da das alte und vielgepriesene Märchen von der angeborenen Feindschaft zwischen Elefant und Nashorn?

Wenn Plinius, der alte Römer, von dieser angeborenen Feindschaft spricht, so kommt es offenbar daher, daß er im römischen Circus dem Kampf zwischen Elefant und Nashorn gesehen und dabei beobachtet hat, wie das letztere seinem Gegner von dem Horne den Bauch aufschlitzte. Plinius war wohl auch die Quelle dieser Meinung für die späteren Jahrhunderte. Wenn nun aber weiß, wie bei solchen Circusvorstellungen die Thiere mit aller Gewalt dazu gereizt wurden, sich zu bekämpfen, so bedient der Ausdruck des Plinius jenen Werth.

Eigentliche Thierfreundschaften, d. h. in dem Sinne, daß zwei Thierarten sich gegenseitig in angeborener Feindschaft begegnen, dürfte es kaum geben, denn eine „Feindschaft" ist es doch nicht, wenn Raubthiere, die von der Natur auf die Ernährung durch das Fleisch anderer Thiere angewiesen sind, diese anfallen, töten und fressen, und wenn die Angehörigen sich dabei nach Kräften wehren. Alltäglich kann man es angesichts der Thierfreundschaft warnen, wenn zwei Thierarten auf gemeinsamen Nahrungsplatz einmal zusammender geraten. Die als Gegenbeweis nahegelegte angeborene Feindschaft zwischen Katze und Hund beweist auch nichts, denn einerseits sind sie Hausthiere und nicht mehr im natürlichen Zustand, andererseits weiß durch Neigung zu solcher Gegnerschaft erzogen, sodann sind sie verschiedene Raubthiere, also von Natur jedem anderen Thiere abhold. Zum Säugethiere z. B., der weiter kein Haustier kennt, ist jedes andere Thier eine willkommene Beute, und alle bei Hagenbeck einst zum Lustwandeln aus ihren Gehege entwichen waren, eilten sie sofort eine Jagd im Hofe wieder. Da ist aber eben davon nun gegenseitiger Feindschaft die Rede.

Tiefes und ähnliches muß dem denkenden Thierbeobachter einleuchten, wenn er die in unserem Bilde dargestellte Szene sieht. In der Freiheit trennt sich wie in der Gefangenschaft sind sich Nashorn und Elefant in keiner Beziehung zu Feinde. Denn bei dem übrigen unmittelbaren Pflanzenwuchs ihrer Heimath müssen sie sich ganz ihre Nahrung in den Mund und diese besteht bei der großen Verschiedenheit beider Thiere sicher auch aus verschiedenen Pflanzen. Ihre Feindschaft wäre Thoren, und Anlaß giebt es in der Natur nicht.

Demgemäß verhalten sich denn nun auch die beiden gewaltigen Thiere im Hamburger Zoologischen Garten.

Es ist ein schöner warmer Morgen im Frühling. Schon genug hat Elefant und Nashorn aus ihren Ställen in den Gehege ausgestellt durchlaufen gelassen worden. Das Nashorn, „Begum" genannt indischer Name für Prinzessin, springt meist mit einigen wuchtigen Sätzen mitten in sein Gehege, ist aber man auch für lange Zeit mit seiner großartigen Leistung zufrieden, bleibt halbe Stunden lang auf einer Stelle stehen, kommt dann ein paarmahlen hinein einige Schritte thut aber sich einmal für einige Zeit hinlegen.

Der Elefant hingegen, auf gut Deutsch „Anton" gebildet, ein Verehrer seiner Art, mit Stoßzähnen von seltener Länge und gegenwärtig wohl der größte Elefant in Europa, betritt mit wichtigen Schritten sein Reich, überzeugt sich zunächst durch Rundlick, daß alles in der gewohnten Ordnung ist, beginnt dann aber bald seinen Umlauf längs der Umzäunung, umlauf mit so stattlichem, wenn auch immerhin wuchtigen Schritte, daß es eine Freude ist, ihm zuzusehen.

Ist nun auf irgendeinen Zeit nach sein Paddokum da, d. h. kein solches, welches das Interesse Antons durch Futtern in Anspruch nimmt, so sieht er seinem Spaziergang längere Zeit unverdrossen zu. Doch — da bemerkt er auf einmal, daß sein Herr Nachbar, den er natürlich längst im Nebengehege erblickt hat, den turmenden Schranke näher gekommen ist. „Guten Morgen, da bin ich," scheint dieser sagen zu wollen, und der brummende Elefant, den die Stockhiebe und die Angst des Führers kindern, den Rüssel zwischen den Stäben weit hindurch zu stecken, holt dann gewaltige Hanpt über den oberen Gitterrand und streckt den Rüssel nach dem Kopfe des Nashorns aus. Mit wiederholtem Ausdruck in Haltung und Augen bläst er dem gewaltigen Nach- und Gegenwartung in allen möglichen Bindungen um den Kopf und besonders um das Maul des Nashorns spielen, bläst dann einmal über die Augen oder über die Stelle, wo das Horn sitzen müßte; kurz, es ist ein offenbar freundschaftliches Begrüßen zu der Bürde des elefanten Freigern dabei außerordentlich das Komische dieses Anblicks, so daß ich mich in der That dabei eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte.

Aber noch ein anderes höchst merkwürdiges Schauspiel führt Anton auf als Beweis seiner guten Laune. Es sind zwei Besucher gekommen, welche ihm etwas spenden wollen. Da ist natürlich sein Nachbar, das Nashorn, nicht mehr für ihn da. Weit streckt er den Rüssel nach der dargereichten Gabe vor, und ruft dabei ein Kind: „Komplimente!" so nickt er wohl etwas mit dem Kopfe, aber sehr wenig, als wollte er gleichzeitig seine Geringschätzung solcher Belästigung ausdrücken. Jetzt aber reicht ihm jemand einen Blechkübel oder dergleichen. Der Elefant erkannt ihn, denn er weiß, daß in ihm es sich etwas kaufen. Da sein Wärter im Stalle beschäftigt ist, so ruft er diesen sofort mit einem drängenden Tone herbei, und sowie derselbe erscheint, hält er ihm den Rüssel hin. Gereift aber der Wärter danach, so zieht der Elefant sofort die Münze

in den Rachen wandt, und der Bärter weiß jetzt: erst die Wurst, dann das Geld. So recht er thun denn auch den für solche Fälle immer mit Wurst gefüllten Taschen einige würstelärmige Brotlaibe, und kann sind dieselben im Eisenkäfig verschwunden, so hat der Elefant auch schon den Rüssel aus dem Rüsselmaul herausgestreckt und thut als pünktlicher Zahler dem Bärter gerecht. Die größten Freunde seiner Person Schlauheit, wenn es mehrere Nüsse, z. B. drei beisammen erhält; denn dann bezahlt er sie dem Bärter nicht auf einmal für die erste Portion, sondern giebt erst den einen, dann nach wiederholtem Brummen den anderen und ebenso schließlich den dritten bis. Es ist daher die erschöpfende Klugheit des Thieres ebenso erstaunlich wie die Gutmütigkeit des gewaltigen Rüssels zu solch wüstlicher „Handelung" wenigstens Gelegenheit.

Nachdem das Raten trotz seiner eigenen Schönheit leider nicht, denn als ich im vorigen Jahre in dieser Nachmittagsstunde eine Sendung nach dem Vereine, da besprühte er mich aus seinem Rüssel in unanständiger und sicher tierisch mit Gewalt, daß eine große Schadenersatzung dafür gebührt, aufzutreiben, und die Neugierig von den Affen pflegt eine recht mühsame Arbeit war.

Da Raten sich schon seit 1871 im Hamburger Zoologischen Garten befindet, so ist es natürlich in der Tat allbekannt. Er ist ein Geschenk der Herren Tiedmann, Barkhausen u. Comp. in Rangun in Hinterindien. Kommt auch von dort, wo die männlichen Elefanten weiß schöne Stoßzähne haben. Begann, das erwachsene, trotz seines Namens „Prinzessin" männliche Nashorn, ist auch bereits 1870 von einem Londoner Thierhändler für 13 500 Mark erworben worden. Die Freundschaft der beiden besagte sich dem Besitzen des 1881 erstarben neuen Elefantenhauses, wo sie beiderseits unmittelbaren nebeneinander wohnen mußten. Zur Entwicklung des Hornes ist es leider bei dem stark indischen Rhinoceros nicht gekommen, weil es die Hörner bereits in Asien, von denen es hat, trägt. Sonst hätte man an ihm vielleicht auch wie an den Exemplaren des Berliner Zoologischen Gartens die Beobachtung machen können, daß diese Nashornart manchmal das Horn abwirft und daß sie dann ein neues wächst — eine bisher wohl unbekannte Thatsache.

Heinrich Leuthemann.

# Altamerikanische Kulturbilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Paul Schellhas.

II.

An einem Novembertage des Jahres 1839 stand der schon in unseren ersten Artikel erwähnte amerikanische Reisende Stephens am Ufer eines kleinen Flusses in der Nähe des Dorfes Copan an der Grenze zwischen Honduras und Guatemala, inmitten des tropischen Urwald, und erblickte auf der anderen Seite des Flusses eine etwa 100 Fuß hohe, zum Theil verfallene Steinerne Mauer. Er hetzte über den Fluß, erstieg die Mauer auf einer breiten Treppe, die hinaufführte, und befand sich plötzlich auf einer Terrasse, umgeben von den Resten einer untergegangenen Kulturwelt, von deren Vorhandensein außer den Bewohnern der nächsten Umgebung niemand etwas wußte und deren Spuren der Reisende Stephens zum ersten Male vor sich sah. Die amerikanische Alterthumskunde befand sich damals noch in den Anfängen, und Centralamerika war ein unerforschtes Gebiet. Zwar war schon im Jahre 1750 die große Ruinenstadt Palenque in der mexikanischen Provinz Chiapas von spanischen Reisenden im Urwald zufällig entdeckt worden, aber eine gedruckte Schilderung dieser Alterthümer war erst im Jahre 1822 nach Europa gelangt, und zu der Zeit, als Stephens die Ruinen von Copan auffand, gab es noch Gelehrte, die der Ansicht waren, daß eine höhere Gesittung in Amerika niemals bestanden habe, daß die Einwohner der Neuen Welt durchweg Wilde gewesen seien, und daß die Spanier daher in ihren Berichten über den Kulturzustand im alten Mexiko arg übertrieben hätten.

Das „Castillo" zu Chichen-Itza.
Nach einer Photographie von Désiré Charnay.

Blos nun der Reisende Stephens damals in Copan vor sich sah, war überraschend großartig. Unter dem Urwald begraben und von der überwuchernden tropischen Vegetation vollständig verschlungen, standen da hohe, pyramidenförmige Tempelbauten mit breiten Treppen, gewaltige steinerne Altäre und plastische Bildsäulen, mit reichen Skulpturen bedeckt, und manche in kunstvoller Arbeit den schönsten Denkmälern der alten Aegypter gleich. Stephens selbst schildert in den lebhaftesten Farben den Eindruck, den die Entdeckung dieser ersten Ruinenstadt auf ihn machte, und den wunderbaren Anblick, den die Alterthümer in der tropischen Urwaldumgebung gewährten. „Eine der Bildsäulen," sagt er, „war durch riesengroße Blumen von ihrem Piedestal verschoben, eine andere von den Aesten der Bäume fest umschlungen und von der Erde emporgehoben, eine andere auf den Boden gestürzt und von ungeheuren Schlingpflanzen festgehalten, eine endlich stand mit ihrem Altar vor sich in einem Horn von Bäumen, der sie rings umgab, als wollte er sie beschützen und wie ein Heiligthum bewachen, und in der tiefsten Stille des Waldes erschien sie wie eine Gottheit, die über ein hingestorbenes Volk trauert. Die einzigen Laute, welche das tiefe Schweigen dieser vergangenen Stadt störten, waren der Lärm der Affen, die zwischen den Blättern der Bäume sich bewegten, und umgeben von den wunderbaren Denkmälern kamen sie uns vor wie die wandernden Geister des verschwundenen Volksstammes, welche die Trümmer ihrer einstigen Wohnungen behüteten . . . Keine Ueberlieferungen verknüpften sich mit diesem Ort, keine jener begeisternden Erinnerungen, welche Rom und Athen und so heilig machen; und doch hatten einst in diesem überschwenglich üppigen Walde Baukunst, Bildhauerei, Malerei, kurz alle die Künste geblüht, die das Leben verschönern, hatten Redner, Krieger und Staatsmänner, hatten Schönheit, Eitelkeit und Ruhm gelebt und waren dahingeschwunden . . . In Aegypten stehen die gigantischen Tempelstätte in den wasserleeren Sandwüsten, in der ganzen nackten Wüstenöde; hier dagegen hüllte die Ruinen eine ungeheure Wildung ein und verbarg sie vor der Menschen Blicken, wodurch der Eindruck und die moralische Wirkung erhöht und ihnen ein mächtiges und halb wildromantisches Interesse gegeben wurde . . . Wir fragten die Indianer, wer diese Denkmäler gebaut, und ihre dumme Antwort war: ‚Quien sabe?' — ‚Wer weiß?'"

Nach Stephens sind viele andere Reisende in diesen Gegenden Centralamerikas gewesen, so besonders in neuester Zeit der Franzose Désiré Charnay, und die meisten der noch vorhandenen